



Bisher betet die Hamburger Al-Nour-Gemeinde in einer umgebauten Tiefgarage, durch die Benzingeruch wabert (links). Nun steht der Umzug bevor – in eine ehemalige Kirche

Kommt in Frieden“ steht über dem Eingang zum Gebetsraum. Doch die Unbekannten, die in der Nacht zu Montag kamen, hatten anderes im Sinn. „Deutschland den Deutschen“ pinselten sie auf die Einfahrt. „Islam tötet“ und „Vergewaltiger“ prangt an den Mauern, garniert mit vielen Rechtschreibfehlern. „Ich glaube, diese Schmierereien haben mit der vergifteten Stimmung der letzten Wochen zu tun, mit Entwicklungen wie in Chemnitz“, sagt Daniel Abdin, Chef der Al-Nour-Gemeinde, der das Gebäude gehört. Er hat die Polizei und die Staatsanwaltschaft eingeschaltet, bald rücken die Maler an.

VON PHILIPP WOLDIN  
HAMBURG

Seine Moschee wurde nicht zufällig zum Ziel: Bereits seit Jahrzehnten reckt sich im Hamburger Südosten ein Turm ins Himmelblau, den sie den „Bleistift von Horn“ nennen, ein schmaler Bau, der über dem Viertel thront. Der Turm ist ein gewachsenes Wahrzeichen, Heimatanker für viele. Doch das Wahrzeichen hat sich verwandelt, auf dem Kupferdach in 44 Meter Höhe hing Jahr für Jahr ein goldenes Kreuz. Aber das war einmal: Über Horn prangt jetzt ein arabischer Schriftzug in goldenen Lettern, da steht: Allah

Es ist die erste Landeskirche in Deutschland, die zur Moschee wird: Fünf Jahre dauerte der Umbau, immer wieder verzögert, oft kurz vor dem Aus. Das Wagnis kostete mehr als fünf Millionen Euro, finanziert auch durch eine Millionenpende aus den Golfstaaten. Es ist die Geschichte eines Umbaus, der nur durch eine Lücke in den Verordnungen möglich wurde, über den Kirchenvertreter anfangs wetteten, das neue Gotteshaus sei eine „geistige Zumutung“ für die Menschen. Am 26. September wird die neue Al-Nour-Moschee eröffnet, großer Bahnhof, Botschafter und Politikgranden sind geladen, der Chef des Zentralrats der Muslime wird sprechen. Trotz der rassistischen Parolen jetzt: Alle werden von einer erstaunlich gelungenen Verwandlung sprechen. Nur: Wie konnte sie gelingen?

Fingerspitzengefühl, sagt Daniel Abdin, ganz viel Fingerspitzengefühl. Und es brauchte wohl auch einen Botschafter wie ihn. Der Chef der arabisch geprägten Al-Nour-Gemeinde, zu Deutsch „das Licht“, spricht druckreife Sätze, die Wangen sind glatt rasiert, der Scheitel ist sorgsam gezogen. Abdin lebt seit 38 Jahren in Hamburg, ist Geschäftsführer einer Firma, die Integrationsprojekte konzipiert, SPD-Mitglied, ein glaubwürdiger Vertreter eines demokratiekompatiblen Islams.

Einige Wochen zuvor, die Fläche vor der Moschee ist noch nicht beschmiert, Abdin steht am Fuß des Turms und versprüht den Esprit eines Bauherren, der nach zermürbenden Jahren endlich sein Werk präsentieren kann. „Wir haben bewusst auf die Halbmondsichel auf dem Turm verzichtet“, sagt der 55-Jährige. Der Halbmond sei auch ein politisches Symbol, präsent in vielen Nationalflaggen islamisch geprägter Staaten, vielleicht die eine Abgrenzung zu viel bei diesem Projekt, das viele Menschen aufwühlt. Die Waschräume sind mit marokkanischen Kacheln geschmückt, im ersten Stock erstrecken sich bodentiefe Fenster, Spaziergänger können von der Straße aus in das Gotteshaus hineinbli-

cken. „Wir sind transparent“, sagt Abdin, „unser Haus steht offen.“

Ganz fertig ist es immer noch nicht, die Sanierung von Teilen des Kirchturms steht noch aus, durch ein Leck im Hauptabwasserrohr sind die Toiletten vorübergehend unbenutzbar. Das erste offizielle Freitagsgebet wird noch warten müssen. So ist das eben, sagt Daniel Abdin: „In dieser Geschichte ist Gott der Bauherr.“ Der Innenraum, in dem die Gläubigen niederknien werden, ist mit federndem roten Teppich ausgelegt, durch die bunten, denkmalgeschützten Kirchenfenster fallen Lichtstrahlen in den Saal. Abdin hat sich zum Ziel gesetzt, die Moscheen aus den Hinterhöfen und Industriegebieten in die Mitte der Gesellschaft zu führen. Sein Motto: „Wir müssen uns nicht verstecken, weil wir nichts zu verstecken haben.“

Wenn man ihn beim Wort nimmt, dann lebte seine Gemeinde lange im Schatten. Im Bahnhofsviertel St. Georg strömen am Freitagmittag die Gläubigen zum Freitagsgebet, viele Muslime leben oder arbeiten hier, Daniel Abdin schüttelt unzählige Hände, *saalem aleikum, Friede sei mit euch*. Noch ist dies die Heimat seiner Gemeinde, eine umgebaute Tiefgarage, durch die Benzingeruch wabert. „Solche versteckten Moscheen in Garagen oder Hinterhöfen schüren Misstrauen“, sagt Abdin, „vielleicht sogar Islamophobie.“ Viele der deutschen Moscheen sind heillos überfüllt, in der Al-Nour-Moschee beten die Gläubigen in zwei Schichten, und trotzdem müssen manche ihre Teppiche in der abschüssigen Einfahrt ausrollen, der Platz im Hauptraum reicht nicht. „Ein unwürdiger Zustand“, findet Abdin.

Nachdem er 2003 Vorsitzender wurde, machte er sich bald auf die Suche. Er besichtigte Baumärkte und Hallen, mal scheiterte der Umzug an fehlenden Parkplätzen, dann an Genehmigungen. Erst im Winter 2012 entdeckte er auf einem Immobilienportal die ehemalige Kapernaum-Kirche, Kaufpreis: eine hohe sechsstelligen Summe. Moscheen erhalten keine staatliche Förderung, sondern finanzieren sich rein aus Spenden ihrer Mitglieder, es gehört zum guten Ton, die Gemeinde großzügig zu unterstützen. Doch die Spendenbereitschaft der Mitglieder überraschte selbst Abdin: Innerhalb von zwei Monaten hatte der Vorsitzende die Summe eingeworben. Viele seiner Mitglieder hätten damals vor Freude geweint. Endlich raus aus der Tiefgarage, hinein in ein würdevolles Gotteshaus. Der Verkauf machte Schlagzeilen, von der „New York Times“ bis zum japanischen Fernsehen berichteten alle über die „Kirchenmoschee“.

Doch eigentlich hätte es diese Verwandlung nie geben dürfen. In der „Rechtsverordnung über die Entwidmung, Umnutzung, Fremdnutzung und Veräußerung sowie den Abbruch von Kirchen“ der evangelischen Nordkirche heißt es: „Die Nutzung durch andere nicht christliche Religions- oder Weltanschauungsgemeinschaften ist nicht genehmigungsfähig.“ Das Problem: Die Verordnung gilt erst seit 2007. Die Kirche hatte

## Das KREUZ mit der Moschee



Über Horn prangt auf dem Turm der ehemaligen Kirche jetzt ein arabischer Schriftzug in goldenen Lettern, da steht: Allah

Seit Jahrzehnten reckt sich in Hamburg-Horn ein Kirchturm in die Höhe. Der Turm ist geblieben, doch oben gibt es kein Kreuz mehr, sondern einen arabischen Schriftzug. Ein Umbau, der nur durch eine Lücke in den Verordnungen möglich wurde

das Gelände aber schon um die Jahrtausendwende „entwidmet“, viele Mitglieder blieben damals im Norden weg, Gemeinden verschmolzen, Gotteshäuser schlossen ihre Pforten.

Das 1961 errichtete Gebäude verfiel, 2004 kaufte ein Hamburger Investor das Gelände und betrieb dort eine betreute Wohnanlage. Scheinbar kein lukratives Geschäft, der Kaufmann suchte nach einer anderen Nutzung, doch der Denkmalschutz und die verwinkelte Bauweise der alten Kirche setzten Grenzen. Nun beten dort bald Muslime. „Unser Projekt ist eine absolute Ausnahme“, sagt Abdin. „Eine Kirche soll Kirche bleiben.“ Auch Aiman Mazyk, Vorsitzender des Zentralrats der Muslime in Deutschland (ZMD), stimmt dem zu. Er sagt: „Ich bin aber froh, dass der Status als Gotteshaus erhalten bleibt. Eine andere Glaubensgemeinschaft ist vielen Nachbarn lieber als beispielsweise ein Gastronomiebetrieb auf diesem religiös-historischen Gelände.“

Sie hätten damals im Vorstand viel darüber diskutiert, wie sie die Öffentlichkeit von dem besonderen Projekt überzeugen könnten, erinnert sich Daniel Abdin heute. 2012 stritt Deutschland über Großvorhaben wie die Zentralmoschee Köln-Ehrenfeld, die rechtsextreme Splitterbewegung Pro Deutschland und ihre Ableger demonstrierten damals mit Plakaten, auf denen durchkreuzte Moscheen zu sehen waren, die Satirezeitung „Charlie Hebdo“ druckte die Mohammed-Karikaturen nach. Die Angst vor dem Islam ging um. „Was man nicht kennt, fürchtet man“, so sieht es Abdin. Seine Kommunikationsstrategie lautete: So viel Dialog wie möglich. Denn gerade am Anfang gab es Sorgen, Horn ist ein eher ruhiges Wohnviertel, einige Nachbarn fragten sich, ob denn nun bald der Muezzin vom Kirchturm zum Gebet rufen werde. Abdin lud die Nachbarschaft schon kurz nach dem Kauf zu einem Willkommensfest auf die Baustelle ein, versicherte, dass es keine Gebetsrufe geben werde, und erklärte seine Pläne. Auf ihrer Webseite informierte die Gemeinde kontinuierlich über die Fortschritte beim Bau.

Das Kreuz von der Turmspitze schenkte die Gemeinde einer Freikirche, der alte Taufstein wird auf dem Rasen an der Moschee ausgestellt werden, versehen mit einem Gedenkschild. Nach dem Verkauf äußerte die Spitze der evangelischen Kirche aus der Ferne ihren Unmut, Vertreter vor Ort dagegen blieben gelassen: „Die Nachbarschaft ist überhaupt nicht schockiert, die Gemeinde konnte schon jahrelang Abschied nehmen“, sagte damals ein Sprecher des Kirchenkreises Ost, zu dem auch die Kapernaum-Kirche gehört. Man blieb im Gespräch, später gewannen die Al-Nour-Gemeinde und die evangelische-lutherische Gemeinde Horn für ihre Zusammenarbeit den Sozialpreis, damit finanzierten sie die Reihe „Dialog auf der Baustelle“, ein Gesprächsformat für die Nachbarschaft.

Die Nachbarschaft war aufgeschlossen, der Umbau dagegen stand mehrmals kurz vor dem Scheitern. Ursprünglich sollte er Anfang 2013 be-

ginnen und weitere 1,5 Millionen Euro kosten, schon im Herbst 2013 sollte die Eröffnung folgen, so das ambitionierte Ziel. Doch dann begannen die Probleme. Teile der Kirche sind denkmalgeschützt, die Sanierung aufwendig, die ersten Monate verstrichen mit dem Prüfen von Bauplänen, Genehmigungen fehlten. Hinter jeder bröckeligen Gesteinsschicht lauerte eine weitere Hürde, der neue Termin im Frühjahr 2014 fiel durch, seitdem verzichtete Abdin auf alle Prognosen. Und die Kosten explodierten. Abdin sagt: „Irgendwann war uns klar: Alleine schaffen wir es nicht, wir brauchen Hilfe.“

Nur: Wer finanziert einem eine Moschee? „An sich bin ich gegen Investitionen aus dem Ausland“, sagt Abdin. „Es wäre schön gewesen, wenn wir hier in Deutschland finanzkräftige Unterstützer für unsere Moschee gefunden hätten. Aber die gab es nicht.“ Die Golfstaaten dagegen spendieren auf der ganzen Welt Moscheen für ihre Glaubensbrüder. Im Mai 2017 wurde die größte skandinavische Moschee in Malmö für 2000 Personen eröffnet, finanziert mit drei Millionen Euro aus Katar. In Florenz wird ein historisches Anwesen zur Moschee umgebaut, 30 Millionen Euro kostet das Projekt. Der ehemalige BND-Präsident August Hanning nannte diese Art der Finanzierung mal eine „strategisch angelegte Agenda der Missionierungsarbeit“. Oft werde damit ein intolerantes und rückwärtsgerichtetes Wertebild nach Europa exportiert. Flüchtlinge dagegen, viele von ihnen Muslime, nehmen die Golfstaaten kaum auf.

Der Al-Nour-Vorstand beriet sich, die Sprache kam auf Kuwait, den „demokratischsten Staat in der Region“, wie es Daniel Abdin ausdrückt. Der Vorsitzende kannte den kuwaitischen Botschafter von einer USA-Reise, man sprach, und die Al-Nour-Moschee reichte einen aufwendigen Antrag in der Berliner Botschaft ein. Am Ende zahlte der Golfstaat 1,1 Millionen Euro an Hilfen, ein Befreiungsschlag.

Auf eine Anfrage zu den Hintergründen reagierte die Botschaft von Kuwait in Berlin nicht. Welchen Einfluss hat sich Kuwait damit erkaufte? „Keinen“, sagt Daniel Abdin, „es gibt keine Einmischung, auch keine inhaltliche Einflussnahme auf unsere Predigten. Das war uns wichtig.“ Nur um ein kleines Schild am Eingang baten die Gesandten: Erbaut mit Unterstützung des Staates Kuwait. „Grundsätzlich sehen wir in den letzten Jahrzehnten einen starken Rückgang an Spenden aus den Golfstaaten“, sagt ZMD-Vorsitzender Aiman Mazyk. Wenn es zu Zuwendungen komme, handhabe der ZMD das mit klaren Regeln: Spenden dürften nicht an politische Bedingungen geknüpft sein, und das Geld müsse gemeinnützig in Deutschland eingesetzt werden.

Wahrscheinlich, sagt Daniel Abdin, wäre sein Projekt in den heutigen Zeiten, in denen mit der AfD eine islamkritische Partei im Bundestag sitzt, schwerer zu vermitteln gewesen als noch 2013. Die rassistischen Schmierereien Anfang der Woche scheinen ihm recht zu geben. Sie werden nun Überwachungskameras an der Moschee aufhängen, Abdin ringt mit sich, ob eine Hecke um Teile des Geländes nötig ist. Es ist ein Rückschlag, umwerfen wird der ihn nicht, Abdin hat schon neue Pläne. Es soll Bildungsausflüge für Schüler und Studenten in die Moschee geben, Kaffee- und Kuchen-Treffen für die Nachbarn. Er sagt: „Die Moschee wird die interreligiöse Begegnungsstätte Deutschlands.“